

Zur Zeit nicht en vogue - trotzdem aktuell
Ein Beitrag zum 100. Todestag des Schweizer Dichters
Conrad Ferdinand Meyer (28. November 1998)

von
Klauspeter Bungert

Bis in die 1970er Jahre hinein gehörten die Erzählungen und Gedichte Conrad Ferdinand Meyers zum festen Bestand dessen, was den Deutschschülern an Gymnasien vermittelt wurde. Man las die Novelle „Das Amulett“, die Ballade „Die Füße im Feuer“, die Gedichte „Zwei Segel“, „Alles war ein Spiel“, „Auf dem Canal grande“, „Möwenflug“, „Der römische Brunnen“. Irgendwie brach das dann ab. Auch seitens der Universitäten wurde immer weniger Sekundärliteratur zur Erforschung und Deutung des Schaffens von Conrad Ferdinand Meyer verfaßt. Um den 150. Geburtstag 1975 herum entstanden noch einmal einige biographische Arbeiten. Seitdem ist es still um Meyer geworden.

Dabei gibt es - und dies nicht nur auf das 19. Jahrhundert bezogen - wenige literarische Oeuvres in deutscher Sprache, in denen so dezidiert und vielfältig mit Sprache und Struktur gearbeitet worden ist: eine hohe Schule der Kunst wie des Denkens gleichermaßen.

Vielleicht war aber gerade dies der Grund dafür, daß die Dogmatiker einer Sprachrohr-, Bekenntnis- und Tagesliteratur dem Verfasser „historischer Novellen“ und „formbewußter Gedichte und Balladen“ die Aktualität absprechen konnten. Es ist das ein später Triumph der Gesellschaftsideologen von Achtundsechzig.

Meyer wird am 11. Oktober 1825 in eine angesehene Zürcher Familie hineingeboren, die sich in mannigfacher Weise um das Wohl der Stadt verdient macht. Der Vater stirbt 1840. Für den Jugendlichen beginnen problematische Jahre. Ständige Auseinandersetzungen mit der Mutter überschatten beider Leben. Meyer findet eine Stütze in seiner fünf Jahre jüngeren Schwester Betsy. Einige Biographen vermuten erotische Untertöne. Jedenfalls wäre die Novelle „Die Richterin“ 1885 ohne einschneidende

Gefühlserfahrungen in dieser Richtung schwerlich so denkbar.

1852 sucht Meyer für einige Monate in einer psychiatrischen Klinik Abstand vom familiären Umfeld. Die Situation ist untragbar geworden. Die seit dem Tod des Mannes überforderte, wenig gefestigte Mutter wirft ihm berufliches Versagen und Abtrünnigkeit von der Religion vor und bangt, überbedacht, überbesorgt, um den familiären Ruf. Conrad, an einer schriftstellerischen Karriere laborierend, aber noch ohne die Mittel zu überzeugen, hat dem wenig zu entgegenen.

1856 nimmt sich Elisabeth Meyer-Ulrich das Leben. Conrad geht zum Studium nach Paris, kehrt aber nach wenigen Monaten in den Haushalt der treuen Schwester zurück. Erbschaften ermöglichen den beiden ein Leben ohne materielle Sorgen. Meyer beschließt, sich nunmehr von seinen schriftstellerischen Plänen durch nichts mehr abbringen zu lassen. Aber noch bis 1871 kämpft er ohne Erfolg gegen sein Versagerimage an. Teils auf Reisen in die Alpen und nach Italien, teils in wechselnden, malerisch gelegenen Wohnungen am Zürichsee verbringt er an Betsys Seite die Zeit mit Privatstudien und dem Entwerfen, Verwerfen, Neuentwerfen von Dichtungen.

Da, im Oktober 1871, gelingt mit der Versdichtung „Huttens letzte Tage“, 1. Auflage, der Durchbruch. Meyer nutzt geschickt die Zeitstimmung aus. In den etlichen Neuauflagen behält er die Stärken des Werkes bei. Die zeitgeschichtlichen Anspielungen an den Chauvinismus von 1870/71 nimmt er heraus. Die in ihrer Todesnäthematik ergreifende Endfassung von 1892, die der Komponist Hans Pfitzner einmal als das schönste Epos bezeichnete, das es für ihn in deutscher Sprache gebe, gehört kaum bestreitbar zu den herausragenden Höhepunkten aller in gebundener Reimsprache verfaßten Literatur, an thematischer Intensität und Vollkommenheit des Stils ohne Einschränkung einem „Faust I“ an die Seite zu stellen.

1874 ist endlich die Novellentrilogie „Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte“ soweit gediehen, daß eine provisorische Fassung in einer Zeitschrift erscheinen kann. Sie wird ein Erfolg und begründet Meyers Ruf

als Prosaerzähler. Die gesellschaftliche Rehabilitierung wird nun besiegelt: Durch Vermittlung Betsys erfolgt im Oktober 1875 die Heirat mit der Zürcher Patriziertochter Luise Ziegler. Gottfried Kellers Kommentar hinter vorgehaltener Hand zur Liaison des 50jährigen mit der 38jährigen lautet: „Meyer hat eine Million geheiratet!“

Die Häme ist bis in die neuesten Biographien hinein nie verstummt. Dennoch gebieten die Fakten Vorsicht. Schwester und Gattin vertrugen sich nicht. Die Schwester ging, der frischgebackene Ehemann litt, die Ehefrau fühlte Eifersucht. Die Schwester zog nach und meldete alte Rechte an. Die Biographen, häufiger von der Schwester instruiert als auf Auskünfte der Frau vertrauend, ergriffen Partei. Wahrscheinlich war die Ehe für Meyer so glücklich, wie sie für einen Menschen mit herausragender Intelligenz und vielschichtigem, ja chaotischem Innenleben sein kann.

Im Dezember 1879 wurde die Tochter Camilla geboren, die sich achtzig Jahre nach Elisabeth Meyer wie diese ertränken sollte. Im Januar verlieh die Universität Zürich Meyer die Ehrendoktorwürde. Seinem Ansehen als einer der ersten Schriftsteller der Zeit sollte damit seitens der Heimat Ausdruck gegeben werden. Dabei war seine jüngste Meisterleistung, „Der Heilige“, gerade erst auf empörte Kritik hier gestoßen. Auch von Seiten Gottfried Kellers. Die deutschen Gebildeten erkannten in der stolzen Novelle um Thomas Becket dagegen von Anfang an die Emanation eines bedeutenden Geistes. In der Tat treten Meyers Vorliebe für menschliche Abgründe, sein experimentalpsychologischer Sezierblick, sein Affront gegen bürgerliches Denken in „Der Heilige“ nicht unbedingt radikaler, aber für ungeübte Augen doch rascher erkennbar zutage als in „Jürg Jenatsch“, „Das Amulett“. „Der Schuß von der Kanzel“, „Huttens letzte Tage“. Wer den ganzen Meyer kennt, elf Erzählwerke, eine durchkomponierte Gedichtsammlung, zwei Versepen, trifft eigentlich überall eine sonderbare Radikalität der Fragestellungen an und gleichzeitig eine bewundernswerte Besonnenheit im Urteil.

In den 1880er Jahren nehmen Beschwerden in Hals- und Brustbereich

bei Meyer so zu, daß er um seine Arbeitsfähigkeit bangen und schließlich eine Schaffenspause einlegen muß. Er rafft sich noch einmal auf und bringt die Novelle „Angela Borgia“ zum Abschluß. Im Sommer 1892 begibt er sich erneut in psychiatrische Obhut. Die Erschöpfung bleibt nach seiner Entlassung im Herbst des darauffolgenden Jahres bis zu seinem plötzlichen Herztod am Nachmittag des 28. November 1898 in seinem Kilchberger Haus, das er 1877 erworben hat, bestimmend bestehen.

Ungeachtet des ersten Eindrucks spricht auch beim zweiten Psychiatricaufenthalt Meyers wenig für einen einschlägigen Befund und eine einschlägige etwa erbliche Belastung. Meyers Alterskrise könnte mit organischen Ausfallerscheinungen in Verbindung stehen, ausgelöst durch zerebrale Durchblutungsstörungen. Die im siebten Band der historisch-kritischen Werkausgabe veröffentlichten Altersgedichte müßten daraufhin von einem Neurologen einmal bewertet werden. Wirre Wortübungen, die an Versuche von Schlaganfallpatienten mit Störungen im Schreibzentrum erinnern, werden recht früh abgelöst von konventionellen Frömmeleien. Dann überrascht ein inhaltlich uninteressantes, formal aber vollkommen gelungenes Sonett, ehe die spätesten Texte einen allmählichen Rückgewinn der symbolistischen Ausdrucksmittel anzudeuten scheinen, die Meyers Schaffen, besonders die Gedichte, unverwechselbar machen. Somit wäre der Dichter kein Musterfall von Genie und Wahnsinn gewesen, sondern das Opfer einer Wohlstandskrankheit. Die Bedingungen dafür waren gegeben. In Folge der veränderten Lebensumstände nach seiner Eheschließung wurde er, ursprünglich ein hochaufgeschossener dürerer Mensch, sehr korpulent.

*

Es ist schwierig, innerhalb des gerafften, gut überschaubaren Schaffens eine Vorliebenauswahl zu treffen beziehungsweise, wenn man erst einmal Feuer gefangen hat, irgend etwas nicht zu mögen. Ein erstes Charakteristikum der Kunst Meyers, besonders der Novellen, besteht darin: Er gibt grundsätzlich die Perspektive von handelnden Personen beziehungsweise

die Perspektive von Rahmenerzählern wieder, vermeidet es, selber als Kommentator in Erscheinung zu treten. Ein zweites Charakteristikum: Passagen, die auf den ersten Blick wie reine Beschreibungen anmuten, geben verdeckt Hinweise auf Vorgänge innerhalb der Erzählung. Drittes Charakteristikum: Meyers Interesse ist eines philosophischer Art. Bevorzugt kreist es um Spielräume, die wir Menschen besitzen oder auch: uns bloß einbilden gegen die Unwägbarkeiten des Schicksals. In „Die Hochzeit des Mönchs“ bringt an einer Stelle das Bild eines Brunnens, „der aus dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Flut sprudelt“, Meyers Schicksalsauffassung auf den Punkt.

*

Meyers Werke erfordern den aufmerksamen, aktiv mitdenkenden Leser und gewinnen noch, je öfter man sie liest - eine Qualitätsprobe, die ihr wenige Konkurrenzleistungen nachtun. Das macht sie marktwirtschaftlich wenig kompatibel in einer Buchhandelssituation, die auf kurzfristige Fluktuation, den raschen Absatz, den Wegwerfeschmöker, das ungelesene Buch setzt, vielleicht setzen muß. Das mag der wahre Grund für die Kälte sein, mit der tonangebende Literaturrichter Meyer seit einigen Jahren begegnen.

Weiteres in: **Klauspeter Bungert. DIE FELSWAND ALS SPIEGEL EINER ENTWICKLUNG. Der Dichter C. F. Meyer als Gegenstand einer psychologischen Literaturstudie. Berlin 1994**

COPYRIGHT:

Klauspeter Bungert

Gilbertstraße 28 Tel. +49-(0)651-76993

D - 54290 Trier, 23. April 1998